

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 136.

Freitag, 29. Mai.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als der Pfandleiher mit der Fremden die Stufen hinabstieg, hob der höckerige Gehilfe, der an einer zerlegten Taschenuhr hantierte, das Gesicht und sah den beiden nach, während sie wortlos den Raum durchkreuzten.

Narewski ließ seine Begleiterin in ein Nebengelass eintreten. Man hörte einen Kiesel schließen. Der über der Taschenuhr grientete; er wußte Bescheid!

„Na, zeig mal her!“, wandte sich Narewski an die Besucherin.

Man war in seinem „Privatbüro“ und „sicher“. Der budlige Kerl draußen war zuverlässig.

„Da!“ Ihre Finger nestelten aus dem Kleiderausschnitt ein Lederbeutelchen hervor.

Sie legte eine Agraffe auf die Tischplatte. Steine durchblühten die staubgraue Dämmerung. Stachen Zwan Narewski in die Augen. Sein Oberkörper neigte sich über die rote Samtdecke mit dem funkelnden Schmuckstück darauf.

„Hüüüü.“ Anerkennung und Überraschung formten diesen hohen, dünnen Pfiff. Dann schlürfte er mit vorgestrecktem Kopf an den hellbirkenen, verschnörkelten Sekretär, kramte zwischen Papieren und Handwerksgeräten ein Vergrößerungsglas ans Licht, stieß seinen Stuhl an den Tisch und begann gierig und genießerisch, wie ein Raubtier seine Beute, den Schmuck zu betrachten. Er wog ihn in der Hand, hielt ihn prüfend in den Sonnenstrahl, der durch die Lukanrizen hereinkroch, und legte ihn wieder unter die Lupe.

Stille. Nur eine Rahe schnurrte im Schlaf. Und ab und zu drang das kurze, gequälte Husten des krüppeligen Goldarbeiters wie heiseres Gebell von nebenan.

Langsam löste sich der Blick des Alten von dem schimmernden Kleinod, das seine Finger umklammerten. „Große Sache gedreht, Baronin?“ Seine Stimme hatte einen Unterton schrankenloser Bewunderung. „Alle Achtung!“

Die Fremde schlug, ohne seine Frage zu beachten, die Beine übereinander, lehnte sich in den Polsteressel zurück und entzündete eine Zigarette.

„Wieviel?“

Durch den feinen Rauch ihrer Papyros fixierte sie Narewski unverwandt.

„Den Smaragd nehme ich zurück.“

„Fünf Mille.“ Gedehnt und zögernd kam die Antwort, während die Gedanken des Pfandleihers eine Zahlenleiter durchliefen.

„Fünf Mille.“

„Ich brauche sieben.“ Es klang kurz und bestimmt. „Um — soviel habe ich nicht da. Was denkst du denn?“

„Seit wann hast du nicht ein paar lumpige Lappen im Hause?“

„Schlechte Zeiten, Baronin. Unsere Polente ist jetzt auf dem Draht.“ Der Pfandleiher zuckte die Schultern

„Stümper, eure Polente!“ Sie lachte hämisch und schob die Augenbrauen dabei in die Höhe. „Na also, rüd schon raus — sieben Mille!“

„Komm morgen wieder, Baronin“, sagte Narewski und überlegte. „Das Geschäft bringt mir —“

Ihre Nägel trommelten ungeduldig auf die Tischplatte.

„Nein, jetzt, dann gib in Teufels Namen sechs, aber gleich!“ Sie war bei diesen Worten dicht an Narewski herangetreten.

„Na, weil du es bist, Baronin.“ Der Alte kauerte sich vor den Sekretär, klappte eine Doppelwandung beiseite, holte eine flache Kassette heraus und sortierte die Geldnoten auf den Tisch.

Überzählend knitterte sie die Scheine zusammen und verbarg sie in einer eingenähten Tasche ihres Rockes.

„Meinen Smaragd?“

Narewski pochte mit hartem Finger standierend an die Wand und zog den Kiesel beiseite.

Umständlich schob der Gehilfe seinen mißgestalteten Körper durch die Öffnung, griff auf einen Wink Narewskis wortlos nach dem Schmuck, krallte seine langen, gelben Nägel in die Spitzen der Einfassung und ließ die Steine, einen nach dem anderen, aus der entspannten Hand auf den Tisch fallen.

„Fassung sofort einschmelzen“, raunte Narewski ihm zu. Ein Blinzeln unter geröteten Lidern quittierte den Auftrag. Und stumm, wie er aufgetaucht, latzte der Krüppel hinaus.

Die Frau ließ den Smaragd in das graue Lederbeutelchen gleiten, das sie an der Brust verbarg, während der Fehler die Diamanten zusammenräumte.

„Wenn's klappt, siehst du mich morgen noch mal, Narewski. Heute Abend wird noch ein Ding gedreht und dann in eine andere Gegend verduftet!“

„Paß auf, Baronin, daß du nicht verschütt gehst, 's wär' schade um dich.“

Der Umstand, daß er sie seit Jahren bei den gemeinsamen Kompagniegeschäften übers Ohr schlug, schuf eine gewisse Verbundenheit. Narewski entwickelte daraus ein Anrecht auf freundschaftlich-vertrauliche Rat schläge und Ermahnungen.

„Wenn ich „auf Fahrt“ gehe, dann nur auf „sicher“.“

„Nun ja, aber der olle Rendler ist wieder bei dem Hotelführer, der hat einen verfluchten Schnäuztiag. Hat dich doch auch schon mal hochgeholt —“

„Damals hat mich einer verpiffen. Wetten, der krumme Erich war's. Schribbenjustav hat's auch erzählt. Was macht er denn eigentlich jetzt, der Hund, der verdammte? Und dann — ich habe aus Paris eine tadellose Schale importiert. Ich habe da noch so ein paar Perlen auf'm Kie, die sich auf dem Spednackn ihrer derzeitigen Besitzerin nicht gut ausnehmen. Tja, man muß umsichtig sein, Zwan.“ Sie schnalzte übermütig mit dem Finger.

Aber der Fehler hätte seine alte Kundin nicht so

gut kennen dürfen, um nicht zu durchschauen, daß sich hinter ihrer forcierten Sorglosigkeit eine leichte Beklemmung versteckte, seit der Name „Kendler“ gefallen war.

Und nach einer Pause, in der ihre Gedanken einen Übergang bauten, fügte sie unvermittelt, in völlig verändertem Tonfall hinzu:

„Na und schließlich muß man doch ein paar Pfennige Kleingeld verdienen. La vie coûte très cher, mon ami!“

Das fluchende Gefreiß war noch immer oder schon wieder zu hören, als die Fremde auf den Hof hinaus trat. Es schien hier vermutlich nie zu enden, zu viele harrten in ständiger Bereitschaft, einander abzulösen.

Vom Nebengrundstück stöhnte eine asthmatische Drehorgel, brach jääh ab — es war wohl ein Sechser aufzuklauben.

Der Korbflechter aus dem angrenzenden Keller rückte einige Weidenhocker zum Trocknen in die Sonne und grüßte den Leierkastenschlager in eigener Bearbeitung, die weder geistreich noch moralisch war.

„Sie, mit den Hieneroogen alleine könn Se nicht sehen!“, schrie er ihr nach. Sie hatte versehentlich ein Rutenbündel umgeworfen.

Keine sehr verlockende Umgebung, ging es ihr durch den Kopf, aber sicher eine gute Kulisse. Man merkte es dem Mauerloch mit der schiefen, schmutzigen Aufschrift „Pfandleihe“ nicht an, daß dahinter seit Jahren Kostbarkeiten verschwanden, deren Wert in die Hunderttausende stieg. Und es wäre kaum einem offiziellen Kunden eingefallen, den angeblichen Zwan Narewski mit dem Besitzer eines komfortablen Landhauses in der Nähe von Prag identisch zu halten.

Die Frau durchschritt mehrere Straßen, ging mechanisch auf das erste Taxi eines Halteplatzes zu. Erst angesichts des biedereren Wagenlenkers, der in verwegener Ballonmütze hinter dem Steuer thronte, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich über das Ziel ihrer Fahrt absolut nicht im klaren war.

Ja, wohin? Zurück in die Pension? Sie kam immer noch früh genug heim, in die unpersönlich-steife, bürokratische Atmosphäre dieses Raumes, den sie haßte. Sie wurde das Gefühl nicht los, daß dies unverbrüchlich korrekte, klein-kleinliche Tapetenmuster auf die Einstellung und Empfindung seiner Inwohner abfärben müsse — daß ein sechsmonatiger Aufenthalt in diesem Zimmer genüge, aus dem unbrauchbarsten Material einen ehrpüßeligen Bürger, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu formen.

Nur bot die kleine, unbekannte Pension der verwitweten, ebenso kurzschichtigen wie vergeßlichen Frau Professor einen geeigneteren Unterschlupf als die lüdenlos geleiteten, großen Hotelbetriebe und Boarding-Häuser des Kurfürstendamms, ein Vorzug, der hinsichtlich ihrer Flecken, ihrer falschen Papiere, nicht hoch genug einzuschätzen war.

„Fahren Sie Richtung Zoo, ich sage Ihnen dann Bescheid.“

Der Motor sprang an. Surzte eintönig und einschläfernd. Die Hitze legte sich auf den Kopf, drückte die Augen zu, entspannte die Glieder, lähmte die Gedanken. Es tat wohl, minutenlang ausruhen zu dürfen, der Abend verlangte Agilität und Konzentration.

Rotspühende Lichtpünktchen glühten durch ihre geschlossenen Lider, kreisten unermüdet um einen bläulichen Kegel, schleiften ihr Denken mit monotoner Drehung um ein Etwas, ein Nichts. Aus dem sich schließlich der Name „Kendler“ herauskristallisierte wie eine filmphotographische Tridaufnahme.

Und mit ihm erstand ungewollt die peinliche Erinnerung an die Zeit ihrer Verhaftung, ihrer Gefängnisstrafe, ihrer Flucht — Herrgott, wie lange war das überhaupt her? — Drei, vier Jahre? Erst? Oder länger? — Paris, Biarritz, Monte Carlo, wieder Berlin, Deauville, Nizza lagen dazwischen. Ja, richtig — und die Saison in St. Moritz — und Henry. Ihre Flüsterstimme liebte das Wort: „Henry —“ Schänd-

lich, daß es einer Aufenthaltstatistik bedürfte, sich seiner zu erinnern! Dabei hatte sie zum Andenken an ihn den Namen beibehalten, mit dem er sie getauft: „Meribel! Meribel de Veste“. — Es klang gut! Hatte Rhythmus, Harmonie. Und was wichtiger war, es schuf Nimbus und Illusion — war das Freibillet zur Reise in die „high life“.

Weiter ließen ihre Gedanken in die Vergangenheit. — Nicht grübelnd, selbstkritisch, tadelnd oder bereuend, sondern spielerisch-verträumt, tändelnd und neugierig, als gelte es, ein fremdes Schicksal, getrennt und losgelöst von der eigenen Persönlichkeit, zu betrachten. Sie hatte zu den Dingen, die ihrem Geiste Revue passierten, längst die innere Beziehung verloren.

Anfang ihrer Laufbahn. — Luxemburg, ihre Heimatstadt —, Vorstadtvariété und „Vergnügungs-Etablissements“, die im patriarchalischen Alter ihrer Bühnenvorhänge, in der grellbunten Kitschigkeit ihrer Bühnendekorationen einander übertrumpften — ein goldbronzierter Stuhl ist Gipfelpunkt aller Feudalität —, der Zauberünstler Ben Raschid mit vertragenem Frack, weißem Turban und lauderwelschem Akzent, sie selbst, siebzehnjährig, seine Assistentin, „garantiert echte“ Orientalin, glitzernden Glittertanz auf dem nackten, braungeschminkten Körper. Pfui Teufel, das Zeug klebte so, man mußte es mit der Wurzelbürste herunterscrubben.

Und dann war sie eines Tages darauf gekommen, ihre Tätigkeit um eine Nuance zu variieren. Die Schmuckladen, die der Beruf ihr in die Hand spielte, für immer von ihrem rechtmäßigen Besitzer „fortzuzaubern“. Es mußten ja nicht ausschließlich billige Ringe und tulasilberne Herrenuhren und der Schauplatz brauchte auch nicht unbedingt eine zugig-dredige Tingeltangel-Bühne zu sein.

Wozu hatte man sonst die geheimnisvollen Handgriffe und Kniffe in mühevoller Training bei einem rabiaten und unnachsichtigen Lehrmeister erlernt?

Ob er eigentlich ihr Vater war? — Seltsam, sie hatte noch nie darüber nachgedacht. Es schoß ihr eben so durch den Kopf.

Ja, das Tapetenmuster. Sie lachte. Das war das erste Symptom seiner Wirkung. Dieses ehrbar solide Tapetenmuster.

Die Vorstellung davon riß sie in Gegenwart und Wirklichkeit zurück. Meribel blickte um sich. Wo war —

Aha, die dritte Querstraße links führte zu Frau Professor. Führte in Einkerbung ihres Zimmers. Und doch war es das Natürliche, sich nicht unnötig sehen zu lassen.

Zwanzigtausend Mark machen hellhörig und scharfsichtig!

Vielleicht kann man — zum Trost — ein Buch mitnehmen, irgend einen interessanten, kriminalistischen Schmöcker? — Im Grunde genommen, Ehrensache, die einschlägige Literatur seines Faches zu beherrschen. Und dann hält es munter. Es kitzelt die Nerven zu jener Unternehmungslust und Spannung, von der Erfolg oder Mißlingen der abendlichen „Fahrt“ mitabhängt.

Sie klopfte an die Scheibe zum Führerfig.
„Hallo! Stopp, wir sind da!“ (Fortsetzung folgt.)

Schlafende Stadt.

Die Stadt ist in der Ruh,
Verstummt ist manches Spiel.
Die Nacht deht friedlich zu
Von jedem Weg das Ziel.

Und Traumgestalten sind
Zum Leben aufgewacht.
Und flüstern mit dem Wind
Geheimnisvoll und lacht.

Nur manchmal halt ein Schritt
Noch heimwärts voll Begehr.
Ein Klingeln wandert mit
So zart und träumeschwer.

Franz Cingia.

Franz von Vecsey.

Von Julia Alice Windmüller-Hamburg.
Aus meinem Leben.

Wie ein Taumel erfaßte es die Hamburger, als der zehnjährige Knabe, Franz von Vecsey, seine Geige erklingen ließ. Ein Wunder, wie es selten geschah, ein großer Künstler und dabei noch so ein kleiner Knabe im Matrosenanzug. Kein Konzertsaal war groß genug, um den Strom der Zuhörer zu fassen; was noch nie zuvor geschehen, — das Stadt-Theater öffnete seine Pforten weit. Bis zum Dach saßen die Menschen und auf der leergeräumten Bühne. Eine Dame erzählte mir, wie bezaubernd der kleine Kerl spielte, wie er sich kindlich vergnügt verbeugte, und als der Vorhang fiel und er sich plötzlich einem Feuerwehmann gegenüber sah, diesen voller Staunen und Bewundern betrachtete. Der Helm hatte es ihm angetan!

Nun mußte ich mir auch diesen Wunderknaben anhören; ich war fest davon überzeugt, daß alles, was ich bisher über ihn gehört hatte, stark übertrieben war.

Da saß ich nun zwischen den andächtigen Zuhörern und weinte, als sollte mir das Herz brechen. So spielt kein Kind, so empfindet kein zehnjähriger Knabe! Ich schloß die Augen und ließ mich einhüllen in die Wogen dieser göttlichen Musik. Wie eine Offenbarung erklang mir die „Träumerei“ von Schumann; noch niemals hatte ich sie so wunderbar spielen gehört.

Ganz aus dem Gleichgewicht, gebracht vergingen mir die nächsten Tage; immer und immer verfolgte mich der wunderbare Klang, und jedes Geräusch, jeder Rhythmus hielt mich im Bann des Gehörten. Wie gern hätte ich diesem wonnigen, kleinen Bengel eine Freude bereitet! Aber womit? Kaiser und Könige beschenkten ihn mit Diamanten und Perlen; ich konnte ihm doch nicht dergleichen bieten. Versprochen ging ich durch die Straßen und besah die Schaufenster. Ach, wäre ich reich, die herrlichsten Geschenke legte ich ihm zu Füßen! Ha! Ein Gedanke! Ein Feuerwehrlhelm! Ich ging in einen Laden, und richtig, da war einer für ganze 75 Pfennige!

Impulsiv, wie das so meine Art ist, eilte ich sofort damit in's Hotel, wo der kleine Junge mit seinen Eltern wohnte. Mutig betrat ich den „Hamburger Hof“ und ließ mich anmelden. Aber da verließ mich plötzlich mein Selbstvertrauen; mit klopfendem Herzen betrachtete ich mein Paket mit dem Feuerwehrlhelm für 75 Pfennige, und entsetzliche Furcht und Scham packte mich. Am liebsten wäre ich davongelaufen, aber nun war es zu spät; denn die Tür öffnete sich, und eine Dame trat herein, die sich mir als Franky's Mutter zu erkennen gab. Die gewinnende, liebenswürdige Art überwand bald meine Schüchternheit; denn nur stotternd und erröthend konnte ich ihr mein Erscheinen erklären. Wie groß war mein Erstaunen, als sie mich umarmte und mir herzlich für meine große Aufmerksamkeit dankte. „Für 75 Pfennige“ sagte ich mir im Stillen.

„Und nun kommen Sie zum Franky, und geben Sie ihm selbst das schöne Geschenk. Das wird aber eine Freude sein!“

Mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen folgte ich ihr und stand plötzlich vor einem großen runden Mahagonitisch. „Hier wird geschossen“, erklang eine Kinderstimme hinter demselben, und dann stand ein kleiner Junge vor mir.

„Willst du mit mir spielen, Tante?“ Auf meine besahende Antwort zog er mich an den Tisch. „Nun mußt du aufpassen, wenn der Feind kommt!“ „Sieh nur, Franky, was die liebe Tante dir mitgebracht hat!“ Mit klingendem Eifer begann er, das Paket auszupacken. Da ertönte ein Jubelschrei; der Helm ward sichtbar und wurde gleich auf den Kopf gesetzt. Ich habe selten eine solche Freude erlebt wie bei diesem Kind. Immer und immer wieder bewunderte er denselben, ja er wollte ihn sogar mit in's Bett nehmen. Er durfte ihn auf einen Stuhl neben sich und seinem Bett stellen; sein erster Blick beim Erwachen galt „ihm“. Als ich fortgehen wollte, mußte ich ihm versprechen, recht bald wiederzukommen. „Ich danke auch recht, recht vielenmal für das wunderschöne Geschenk“, rief er mir noch nach.

Ein Jahr verging, und spaltenlange Artikel berichteten von den nie dagewesenen Erfolgen dieses gottbegnadeten Kindes. Dann waren sie wieder in Hamburg, und ich spielte wieder mit Franky Soldaten. Aber der schöne Helm war bei den vielen Konzertreisen entzwei gegangen, und das betraübte Franky sehr. Traumhaft schöne Geschenke, von denen die Zeitungen berichtet hatten, bekam ich nun zu sehen. Aber mein Helm für 75 Pfennige war weit schöner als alle Juwelen. Mit einer prachtvollen antiken Uhr, besetzt mit Edelsteinen und Perlen, wußte der kleine Kerl nichts Rechtes anzufangen. Eines Tages benutzte er sie zum Einklopfen von Nägeln. „Das ging fein“, versicherte er mir. Als ich wieder einmal zu Vecseys ging, fand ich Franz in großer Aufregung. Eine Kunstfreundin schenkte ihm eine kleine goldene Geige als Anhängsel für seine Uhrkette und verlangte dafür einen Kuß von ihm. Der Junge war entsetzt und schüttelte sich vor Grauen; er wollte lieber auf das Geschenk verzichten. Kein Zureden half. Beleidigt und enttäuscht ging die Dame fort. Franz machte seinen Gefühlen Luft, in dem er in seiner Muttersprache

etwas sehr energisch ausrief. Seine Mutter lachte hell auf und fragte mich, ob sie es überlesen sollte. „Der Franz sagt soeben, er fände alle Damen gräßlich!“ „Aber, Franz“, fragte ich traurig, „magst du mich denn auch nicht leiden?“ „Na, du bist doch meine Tante und keine Dame! Dich habe ich sehr lieb, weil du nicht knutscht!“

Weihnachten nahte, und mit Begehrnt gedachte Frau von Vecsey ihrer kleinen Tochter Sarita, die fern von Eltern und Bruder bei guten Freunden weilte. Während ich Frau von Vecsey von Laden zu Laden führte, erstand ich heimlich ein kleines Battist-Taschentuch und bat sie, diese einfache Gabe den Geschenken für die Kleine beizufügen. Noch viele Jahre später, als ich bei Vecseys zu Gast war, gedachte Frau von Vecsey dieser bescheidenen Aufmerksamkeit. Ehe sie Hamburg verließen, wo das Kind wie ein Meister gefeiert wurde, sagten Vecseys ihren Besuch bei mir an. Auf meine Einwendung, daß ich ihnen so gar nichts bieten könne, nach den vielen großen Festlichkeiten mein Heim zu besuchen sei, umarmte mich Frau von Vecsey und meinte schlicht: „Wir besuchen Sie, weil wir Sie liebgekommen haben, nicht Ihre Wohnung!“

Etwas reichlich schwül war mir zu Mut, besonders nachdem ich auf meine Einladung von der Mutter zweier Knaben die „liebenswürdige“ Antwort erhielt: „Rebe Dir doch nur nicht ein, daß sie zu Dir kommen!“ Auf das „Dir“ legte sie einen ganz besonderen Nachdruck. Sie kamen! Franz hatte sich ausgedenkt, daß ich Entel Bandler einladen möchte und sprang unserm Konzertmeister gleich vor Freude auf den Schoß. Auch einen Arzt in schmuder Uniform schloß er in sein Herz. Als ich mich einen Augenblick im Nebenzimmer aufhielt, entstand zwischen ihm und zwei andern Jungen, die ich für ihn eingeladen hatte, eine fürchterliche Prügelei. Mein Herz stand still. Wenn dem Jungen etwas passiert! Mit einem Donnervetter fuhr ich dazwischen, um die feindlichen Parteien zu trennen und erhielt selbst einige Anüsse.

Plötzlich gewahrte ich Franz hoch oben auf einem Stuhl bewundernd stehen. O Himmel, er hatte etwas entdeckt, obwohl ich sorgsam die Flügeltüren davor geschoben hatte! Meine Großmutter besaß eine hübsche, alte Uhr mit bunten Porzellanfiguren. Die Uhr war wirklich schön, aber das Uhrglas, welches darüber gestülpt war, sah entsetzlich aus. Meine Großmutter war nicht zu bewegen, ein neues zu kaufen und hatte das alte, gesprungene mit Kreimartenpapier zusammengeklebt. Franz bewunderte das so, daß meine ganze Gesellschaft sich vor dem Monstrum versammelte und pflichtschuldigst sein Entzücken teilte.

Noch einmal war Franz von Vecsey mein Gast; dann kam der Krieg und die Inflation, schwere Jahre, welche mein Leben gänzlich umgestalteten und mir veragten, ein gasliches Haus zu bieten. Aber die Erinnerung blieb mir und die Hoffnung auf bessere Zeiten.

Wußten Sie das schon?

Der berühmte Ozeanflieger Lindbergh bekam nach Vollendung seiner kühnen Fahrt im ganzen 1943 Geschenke, darunter Medaillen, Plaketten und andere Erinnerungen an seine Tat.

Die größte Industrie der Welt ist die Motorenindustrie, die ein Zehntel aller arbeitenden Personen beschäftigt.

In Paris werden jetzt Stahlhäuser errichtet, die mit Badeszimmer, elektrischem Licht und Zentralheizung ausgestattet sind, in acht Minuten erbaut und in wenigen Sekunden an ihrem Platz errichtet werden können.

Die ersten Versuche mit der drahtlosen Telegraphie wurden von Marconi im Jahre 1899 am Armeikanal angestellt.

Das Wort „Bungalow“, dem man so häufig begegnet, heißt eigentlich „Haus von Bengalien“ und ist ein einstöckiges Gebäude, das bei den Eingeborenen von Bengalien jahrhundertlang im Gebrauch war.

Auf den Bermudainseln ist noch heute ein Gesetz in Kraft, das aus dem Jahre 1908 stammt und das Befahren der Straßen mit mechanisch bewegten Fahrzeugen verbietet.

Eine der größten Bibliotheken der Welt ist die des Britischen Museums in London, die vor vierzig Jahren eine Million Bände umfaßte und heute weit mehr als dreimal so viel enthält.

Es wird behauptet, daß der Füllfederhalter schon mehrere Jahrhunderte vor Christus in China bekannt gewesen sei; auch war ein primitiver Füllfederhalter in England bereits im 17. Jahrhundert in Gebrauch.

* **Ersta Bundschuh**: „Weiße Vögel über blauem Meer“, Skizzen. (Verlag „Der Regenbogen“, Neuenhain i. T. und Leipzig.) Das schmutzige Bändchen steht am Anfang einer Reihe, die wesentlich dem Schaffen heimischer, nassauischer Autoren gewidmet sein soll. Die Skizzenammlung der jungen, in Königstein i. T. lebenden Dichterin ist kein schlechter Auftakt. Innerlich verbunden sind die darin enthaltenen Stücke durch einen eigenartigen Blickpunkt der Gestaltung; sie vereinen etwas von Fabel, Allegorie und Märchen, geben Vermenschlichung nicht nur von lebenden Wesen, Tieren und Blumen, sondern auch von Dingen. Gegenstände charakterisieren einander in hübsch erfundener, oft mit feinem Humor durchleuchteter Unterhaltung. Man fühlt sich da bisweilen an Andersen's Manier erinnert, nur die Stoffwahl ist moderner, wenn etwa die Utensilien einer Damenhandtasche oder gar drei Automodelle ihre Erlebnisse austauschen. Durch gute Einfühlung in das Besondere und derart sich ergebende einprägsame Deutung gewinnen die Erzählungen ihre eigene Note; die Schilderung geschieht frisch und farbig, es fehlt auch nicht an Pointen schalkhaft aufblühender Ironie.

* **B. Traven**: „Die weiße Rose“. (Universitäts-Verlag, Berlin W. 50.) Nach dem Seemannsroman „Das Totenschiff“ nunmehr dieser Roman der Petroleumindustrie; ein gehaltvolles, schwerwiegendes Buch, blendend geschrieben, anschaulich und lebendig, ernst und doch voll Humor. Keine schematische Darstellung, kein bloßer Bericht, wie wir es von üblichen Industrieromanen gewohnt sind, nein, hier ist wirklich ein Stück lebendigen Lebens gestaltet — und dabei jener Ausschnitt des Lebens, der uns alle unmittelbar angeht, uns alle brennend interessiert: der Kampf der Industrie und der Großstadt gegen das Land, des Scheinlächels des Geldes gegen das wahre Glück der Heimat. In Mr. Collins, dem Präsidenten der amerikanischen Glacierschiffahrt, ist der moderne Machtmensch, humorvoll und lebensstrebend, dem Peter menschlich ebenso nahegebracht wie die unvergeßliche Figur seines Gegenspielers, des traditions- und heimatverbundenen merikanischen Großbauern.

* **Joseph Delmont**: „Erdbeben“, Roman. (Verlag Otto Zante, Leipzig.) Wichtig, mit einer ungeheuren Naturkatastrophe, dem Ausbruch des Mont Pelée auf der Insel Martinique, setzt die Handlung ein. Eine lebendige, blühende Stadt, über vierzigtausend Menschen, sind die Opfer der Katastrophe. In einem Flammenmeer, unter Trümmern, findet man den dreijährigen Sohn des einstmaligen berühmten Abenteurers und Besitzers riesiger Ländereien, Tad Moody, unverfehrt während seine Eltern ums Leben kamen. — Geld, Millionen, und des Vaters erbte verbrecherische Triebe bringen den jungen Tad bald auf eine abschüssige Bahn. In einigen Jahren ist das Millionenvermögen verspielt und verlor. Er, der durch ein Erdbeben in frühesten Jugend reicher wurde, glaubt, daß Länderstücke, in denen sich solche Naturkatastrophen ereignen, ihm wieder Glück und Reichtum bringen werden. Durch alle fünf Erdteile jagen die Geheimnisse Tad Moody, bis ihn sein Schicksal bei einem Erdbeben in San Francisco ereilt. Ein rasendes Tempo erfüllt dieses Buch, das man in atemloser Spannung durchfliegt.

* „Zwischen Becken und Zapfenstreich.“ Ein Militärroman aus der Vorkriegszeit. Von Peter Purzelbaum. (Verlag W. Köhler, Minden i. W.) Eine kleine Garnison unseres alten Heeres ist der Schauplatz von Peter Purzelbaums neuem Militärroman aus der Vorkriegszeit. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein junger Unteroffizier, dessen typischer Werdegang und Aufstieg bis zum Feldwebel erzählt wird. In einer Fülle von lebenswahr gezeichneten Gestalten entfaltet sich die fesselnde Romanhandlung, in die eine zarte Liebesgeschichte hineinverwoben ist.

* **Georg Fuchs**: „Wir Zuchthäusler“. Aufzeichnungen des Zellengefangenen Nr. 2911. Im Zuchthaus geschrieben. (Verlag Albert Langen, München.) Vielleicht muß nicht nur, wer die Welt erlösen will, sondern auch, wer die Mission hat, sie zu reformieren, die Last aller Sünde auf sich nehmen und niederfahren zur Hölle. Gewiß aber muß er das demütige und doch stolze „Wir“ sprechen, das ihn denen gleichmacht, für die er kämpft. Professor Georg Fuchs, einst als Bahnbrecher künstlerischer Kultur, als Gründer des Münchener Künstlertheaters usw. im In- und Auslande hochgeschätzt, dann als ein Sühnopfer der un-

glückseligen bayerischen Nachkriegswirren vom Bayerischen Volksgericht zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt, endlich an Hindenburgs 80. Geburtstag begnadigt, hat die Demut und den Stolz, sich zu den Brüdern und Freunden zu bekennen, die er im Zuchthause zu Ebrach fand. Er, der ihre Qualen am eignen Leib erlitt, fand, ein Erforscher des eignen Herzens, den Weg zu den Herzen seiner Leidensgenossen und fand auch den Weg, ihnen zu helfen. Er weiß, wie es im Zuchthaus wirklich hergeht, und ist der Berufene, eine furchtbar ernste Frage an das Weltgewissen zu richten, eine Frage, die jeden Gegenwartsmenschen auf das tiefste berühren muß, zumal in diesen Tagen, wo die Weltkrise der Arbeitslosigkeit ein lawinenartiges Anschwellen der Verbrechen hervorruft. Georg Fuchs ist aber auch der Mann dazu, dieser bangen, erregenden Frage eine tröstliche Antwort zu finden und einer Reform den Weg zu weisen, die zu einer seelischen Gesundung der Völker führen könnte.

* „Der Kreuzerkrieg 1914—1918.“ Das Kreuzergeschwader, „Emden“, „Königsberg“, „Karlsruhe“, die Hilfskreuzer, von Kapitän zur See a. D. Hugo von Waldeyer-Hartz. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Band II der Schriftenfolge „Marinearchiv, Einzeldarstellungen des Seekrieges 1914—1918“. (Verlag G. Stalling, Oldenburg i. O.) Der erste Abschnitt des Buches umfaßt das Kreuzergeschwader unter dem Grafen Spee. Hierin wird aber nicht nur die Tüchtigkeit der deutschen Schiffe, sondern auch die Gegenwirkung der Engländer, die Organisation der Auslandsetappen und des Kohlennachschubes geschildert. Den Höhepunkt in diesem Abschnitt stellen die beiden Schlachten bei Coronel und Falkland dar. Der zweite Abschnitt des Buches behandelt die Fahrten und Kämpfe der drei selbständigen kleinen Kreuzer „Emden“, „Karlsruhe“ und „Königsberg“, ihre Siegesaufbahn und ihren Untergang. Der dritte Abschnitt ist den Hilfskreuzern gewidmet. Zum ersten Male ist hier ganz kurz der Dienst der Hilfskreuzer geschildert. Alle Hilfskreuzer, die im Ausland verwendet wurden, die Schnelldampfer sowohl wie die Spezialschiffe, sind einzeln aufgeführt und ihre Leistungen beschrieben.

* „Natürlich-erziehlcher Turnunterricht.“ Ein Hilfsbuch auch für den Nichtfachlehrer nebst Stoffverteilungsplan. Von Turnlehrer A. Zepkin. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.) „Derne das Kind kennen“, so überschreibt der Verfasser die Einleitung und kennzeichnet dadurch Geist und Inhalt seines Buches. Auf dieser Grundlage führt er in die Probleme des neuzeitlichen Turnunterrichtes ein: er zeigt, daß dessen Wesen ohne liebevolles Vertiefen in die naturgegebene Eigenart des Kindes und der reifenden Jugend nicht erfasst werden kann. An der Hand von Unterrichtsbeispielen und lebensvollen Abbildungen werden Wege zu einer biologisch richtigen Körpererziehung gewiesen, werden die Übungen den Besonderheiten der natürlichen Entwicklungsstufen des Kindes angepasst.

* **H. R. Berndorff**: „Sie rüsten! Die Abrüstungsmödie der anderen und wie sie wirklich rüsten“. (Verlag Dietz u. Co., Stuttgart.) Hat Berndorff schon durch seine erfolgreichen Bücher „Spionage!“ und „Diplomatische Unterwelt“ gezeigt, daß er wirklich etwas zu sagen hat und uns auf Grund ausgereicher Quellen Einblick gewährt in lebenswichtige Dinge, so verstärkt sich bei seinem neuen Buche „Sie rüsten!“ der Eindruck, daß wir ihm dankbar sein müssen. Man muß vergleichen, wie die Friedensworte der anderen das Gegenteil von ihren Taten sind. Träumt nicht vom ewigen Frieden, werdet hart! Und so ist der Inhalt u. a.: „Nationale Sicherheit“ und das Genfer Protokoll — Burleskes Welttheater — Die Konvention für die Abrüstungskonferenz 1932 — Die Londoner Konferenz und ihr Nachspiel — Tanks — Gas, Wirtschaft und Menschen — Der Krieg von morgen. Manches kann man zwischen diesen Titeln noch nicht erkennen, so die Aufdeckungen über Dinge, die das Ausland als streng geheim verschweigt, die gewaltige Organisation der gesamten Luftflotte, die Angaben über Einzelheiten der Wirkungsweise und Bauart von Tanks und anderen Waffen usw.

* „Der freie Gesangston und seine Gestaltung“, ein neuer Weg zur Rehl-Weitung mit praktischen Übungen für alle Stimmaattungen, von Dr. med. W. Reinecke, Lehrer für Stimmbildung. (Verlag von Dörfling u. Franke, Leipzig.) Der Verfasser hat bereits durch seine Schriften „Die Kunst der idealen Tonbildung“ und das „Sänger-ABC“ einen weiten Kreis von Anhängern in der Sangeswelt gefunden, und so wird man auch diese seine neueste Publikation mit Interesse begrüßen. O. D.